

# In den „Schlammvierteln“ moderner Großstädte

## Die Journalistin Else Spiller und ihr Buch „Slums“ (1911) \*

Peter Payer

„Stadtmenschen“ – diese Species verbreitet sich seit zweihundert Jahren mit zunehmender Geschwindigkeit: Lebten um 1800 erst zwei Prozent der Menschen in Städten, so stieg deren Anteil um 1900 auf zehn Prozent und beträgt heute bereits fünfzig Prozent. Bis zum Jahr 2050 werden laut UNO drei Viertel der Menschheit in Städten beheimatet sein, von denen immer mehr zu Mega- und Metacities mutieren. Schon heute überschreiten zwanzig Metropolen die 10-Millionen-Einwohner-Marke, mit einer Bevölkerungszahl von rund 35 Millionen ist Tokio derzeit die größte Stadt der Welt.<sup>1</sup>

Rund ein Drittel aller Stadtbewohner leben in Slums, weltweit geschätzte eine Milliarde Menschen. Nicht zufällig spricht der US-amerikanische Urbanist Mike Davis in seinem jüngstem Werk von einem „Planet der Slums“. Er warnt davor, dass eine wachsende Anzahl an Menschen gezwungen ist, in Armut und Schmutz, ohne sauberes Wasser, ohne Toiletten, ohne Gesundheits- und Sozialversorgung zu leben.<sup>2</sup> Die Beschäftigung mit „Slums“ als spezifische Lebens- und Wohnform hat – so lässt sich postulieren – größere Aktualität denn je.

Das im Jahr 1911 erschienene Buch der Schweizer Journalistin Else Spiller „Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte“ (Abb. 1), das im Zentrum der folgenden Ausführungen steht, weist uns auf den ersten Höhepunkt dieser Entwicklung hin. Die Lebensverhältnisse in Europas Städten hatten sich im ausgehenden 19. Jahrhundert radikal zu verändern begonnen. Es war die moderne Großstadt, die im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung entstand, gekennzeichnet durch einen rasanten Bevölkerungsanstieg, extreme Verdichtung der Bebauung, funktionale Gliederung des Stadtgebietes und dessen großflächige Ausdehnung ins Umland, all das verbunden durch leistungsfähige Kommunikations- und Verkehrssysteme.

Zu den neu entstehenden Stadtzonen gehörten jene von der Masse des Industrieproletariats bewohnten Elendsviertel, die man in England und bald auch

---

\* Der vorliegende Artikel beruht auf einem Forschungsprojekt von „PUNKT. Verein für wissenschaftliche und künstlerische Arbeit. Geschichte–Architektur–Raumforschung“; gefördert von der Magistratsabteilung 7 – Referat Wissenschafts- und Forschungsförderung und der Hochschuljubiliäumsstiftung der Stadt Wien. – Das Buch „Else Spiller, Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort von Peter Payer“ erscheint im April 2008 im Czernin-Verlag.

<sup>1</sup> Metropolen und „Metacities“, in: Der Standard, Album, 8. 9. 2007, 3.

<sup>2</sup> Mike Davis, Planet der Slums, Berlin 2007.



Abb. 1: Erstausgabe von „Else Spiller/Slums“, 1911, Sammlung Peter Payer

in Kontinentaleuropa „slums“ nannte (in der Einzahl bedeutet das Wort „kleine, schmutzige Gasse“). Wobei man ursprünglich von „back slums“ (Hinterhöfen) sprach und das Wort „slums“ erst im Laufe der Zeit zur generalisierenden Bezeichnung für ganze Wohngebiete wurde. Für manche Autoren ein Hinweis darauf, dass zunächst die Vorstellung von einzelnen, schwer zugänglichen „Elendsnestern“ vorherrschte, ehe unser heutiges Bild von großflächigen, beinahe undurchdringlichen Elendszonen entstand.<sup>3</sup> In einer Beschreibung der Londoner Slums von 1883 heisst es: *Um in diese verseuchten Nester zu gelangen, muss man in Hinterhöfe eindringen, wo giftige und übelriechende Gase von den überall verstreuten Ansammlungen von Abwasser und Müll her aufsteigen. [...] Durch dunkle und schmutzige Durchgänge, in denen es vor Ungeziefer wimmelt, muss man sich einen Pfad ertasten. Erst dann, falls einen der unerträgliche Gestank nicht zurücktreibt, kann man in die Behausungen Einlass finden, in denen sich je-*

<sup>3</sup> Rolf Lindner, *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt-New York 2004, 33. – Diesem Buch gebührt letztlich auch das Verdienst Else Spiller als Stadtforscherin wiederentdeckt zu haben. Das darin in einer Fußnote zitierte Buch „Slums“ war für mich die erstmalige Bekanntschaft mit dem Werk dieser Autorin.

ne Tausende Geschöpfe drängen, die nicht weniger als man selbst zur der Rasse gehören, für die Jesus gestorben ist.<sup>4</sup>

Sozialreformer, Armenpfleger, Missionare, Journalisten und Literaten begaben sich in dieses unzugängliche Gebiet, begannen es voll Neugier zu erforschen wie einen fremden Kontinent, auf dem man die letzten verbliebenen weißen Flecken und seine bis dahin unbekannten Bewohner zu entdecken hoffte. Als großstädtisches Phänomen breitete sich dieses Verhaltensmuster in der ganzen westlichen Welt aus, wie der Berliner Ethnologe Rolf Lindner in seinem inzwischen zum Standardwerk avancierten Buch „Walks on the wild Side“ analysierte<sup>5</sup> und wie auch die vor kurzem im Wien Museum gezeigte Ausstellung „Ganz unten. Die Entdeckung des Elends – Wien, Berlin, London, Paris, New York“ auf anschauliche Weise demonstrierte.<sup>6</sup>

Ab den 1880er Jahren wurden die Ergebnisse dieser „Forschungsreisen“ in die Slums von den jeweiligen Protagonisten in unzähligen Büchern, zunächst vor allem im englischen Sprachraum, publiziert.<sup>7</sup> Lichtbildvorträge mit so sprechenden Titeln wie „Slum Life in Our Great Cities“ oder „The Battle with the Slum“ fanden in Europa wie auch in den USA ein großes Publikum.<sup>8</sup>

Slums waren zum schillernden Faszinosum geworden, zur geheimnisvollen „terra incognita“ der Großstadt. Insbesondere jene von London, der mit mehr als sieben Millionen Einwohnern größten Metropole Europas. Hier gehörte es mittlerweile regelrecht zur Mode, die ausgedehnten, im Osten der Stadt gelegenen Elendsviertel zu besuchen. Sich als Einzelner verkleidet unters Volk zu mischen oder die Slums gruppenweise in mitternächtlichen Bustouren zu erkunden, wurde in bürgerlichen Kreisen, so der amerikanische Historiker Seth Koven, zum beliebten Abenteuer. „Slumming“ nannte man diese Art, die Klassengrenzen zu überschreiten, sich für kurze Zeit von Konventionen zu befreien und am Leben der Elenden wie in einem Theaterstück teilzuhaben. Literarische Verarbeitungen des Erlebten, nicht selten auch von Frauen geschrieben, gingen als so genannte „Slum-Novels“ in die Literaturgeschichte ein.<sup>9</sup>

Es war die Suche nach dem Unbekannten, dem leisen Schauer und Nervenzitter, die die Anziehungskraft dieser Welt ausmachten. Hier dominierten nicht

<sup>4</sup> Zit. nach ebenda, 22.

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein (Hrsg.), Ganz unten. Die Entdeckung des Elends – Wien, Berlin, London, Paris, New York. Ausstellungskatalog zur 338. Sonderausstellung des Wien Museums, Wien 2007.

<sup>7</sup> Als Beispiele für englische „Slum-Publikationen“ seien genannt: E. M. M., Shadows of Slum Life, London 1889; J. Dodsworth Brayshaw, Slum Silhouettes. Stories of London Life, London 1898; T. B. M., Slum Life in Edinburgh. Scenes in its Darkest Places, Edinburgh 1891.

<sup>8</sup> „The Battle with the Slum“ wurde 1902 als Buch und später auch als Lichtbildvortrag veröffentlicht von dem in Dänemark geborenen und in die USA ausgewanderten Kriminalreporter, Autor und Slumsexperten Jakob A. Riis. Er war zuvor schon mit seinem Buch „How the Other Half Lives“ (1890) berühmt geworden, in dem er die entsetzlichen Lebensbedingungen in den Armenvierteln von New York City beschrieb. – Vgl. dazu: Bonnie Yochelson, Jacob A. Riis „How The Other Half Lives“, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 65–71.

<sup>9</sup> Seth Koven, Slumming. Sexual and Social Politics in Victorian London, Princeton-Oxford 2004. Vgl. dazu auch: H. J. Dyos, The Slums of Victorian London, in: Victorian Studies, Nr. 1/1967, 5–40. Zur aktuellen Relevanz dieses Phänomens vgl. den Film „Slumming“ des österreichischen Regisseurs Michael Glawogger (2006) sowie die Studie von Gisela Welz, Slum als Sehenswürdigkeit. „Negative sightseeing“ im Städtetourismus, in: Dieter Kramer, Ronald Lutz (Hrsg.), Tourismus-Kultur. Kultur-Tourismus, Münster-Hamburg 1993, 39–53.

die rationalen, sondern die sinnlichen Eindrücke. Allen voran die üblen Gerüche, die in so gut wie allen Beschreibungen zum Charakteristikum der Elendsviertel erhoben wurden. Auch in den literarischen Darstellungen der Londoner Slums finden sich durchgehend einschlägige Stellen, beispielsweise bei Charles Dickens oder Jack London.<sup>10</sup> Gestank, gefürchtet als Verursacher von Krankheiten und Seuchen,<sup>11</sup> stellte sich stets als erste und unmittelbarste Empfindung beim Betreten der unbekannten Areale ein. Er war der olfaktorische Schutz dieser Viertel, hatte sich in den engen und dicht verbauten Innenhöfen festgesetzt, wo er den Müllplätzen, Kanälen und Aborten entströmte, die von unzähligen Mietparteien gemeinsam benutzt wurden, oder kam aus den nur mangelhaft belüfteten Wohnungen, die bisweilen sogar unter der Erde lagen.

Auch für die Großstadt-Erkunderin Else Spiller ist die „dicke“ oder „entsetzliche“ Luft das sinnfälligste Symbol für die herrschenden Missstände: *Entsetzliche Luft schlug mir entgegen und unwillkürlich griff ich an die Kehle, die mir wie zugesechnürt war. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich es in dem Raume nur eine Viertelstunde aushalten konnte. Ganz deutlich fühlte ich, wie mir die Uebelkeit vom Herzen heraufkroch und ich kalkweiss wurde.*<sup>12</sup> Immer wieder registrierte sie einen typischen „Armeleutegeruch“, der aus dem „Schlund des Armenviertels“ aufsteigt.<sup>13</sup>

Die von Lindner als typisch für solche Beschreibungen erkannte Assoziationskette von Armut, Gestank und Schmutz, stellte sich demnach auch bei Spiller ein. Der aufgeweichte, (auch in moralischer Hinsicht) instabile Boden, aus dem diese Gerüche entstiegen, Morast, Schmutz und Schlamm entsprachen genau dem Gegenbild des „guten, sicheren Bodens“<sup>14</sup>, auf dem das bürgerliche Leben sich zu bewegen trachtete. Mit der Wortschöpfung „Schlammviertel“ gelang es Spiller auf kongeniale Weise, alle jene Vorstellungen und Zuschreibungen – und wohl auch Ängste – in ein treffendes deutsches Wort zu übertragen.

Und noch zwei weitere Sinneseindrücke dominierten in diesen Elendszonen: die Dunkelheit und der Lärm. Spiller selbst definierte an einer Stelle Slums als die „dunkelsten Winkel der Großstädte“.<sup>15</sup> Wobei die Finsternis bei ihr stets auch die „seelische Verkommenheit“ symbolisierte, im Gegensatz zum Licht, das Heil und Erlösung versprach. Ganz ähnlich schließlich der Lärm, den sie immer wieder auf den Gassen und in den besuchten Lokalen hervorhob.

Gestank, Finsternis und Lärm – das waren im christlichen Verständnis die klassischen Insignien der „Hölle“, wie Spiller die Slums denn auch mehrmals wörtlich bezeichnete.<sup>16</sup>

<sup>10</sup> Charles Dickens, *Oliver Twist*, London 1841; Jack London, *In den Slums*, München 1977 (engl. EA 1902).

<sup>11</sup> Vgl. Alain Corbin, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs*, Frankfurt/M. 1988; Peter Payer, *Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen*, Wien 1997.

<sup>12</sup> Else Spiller, *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte*, Aarau-Leipzig-Wien 1911, 134.

<sup>13</sup> Ebenda, 41, 93.

<sup>14</sup> Ebenda, 85.

<sup>15</sup> Ebenda, 27.

<sup>16</sup> Ebenda, 42, 138.

## Else Spiller – Werdegang einer Journalistin

*Wenn ich auch fast nur dunkle Seiten des Lebens beschrieb, so habe ich mir doch meinen frohen Humor trotzdem bewahrt.*  
(Else Spiller, 1929)

Die Schweizerin Else Spiller zählte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu den bekanntesten Persönlichkeiten ihres Heimatlandes.<sup>17</sup> Geboren am 1. Oktober 1881 in Seen bei Winterthur, wuchs sie in einem klassischen Arbeitermilieu auf: Ihre Mutter war Fabrikarbeiterin, ihr Vater Monteur in einer Maschinenfabrik. Schon in der Volksschule entdeckte Spiller ihre Liebe zur Literatur, wenn auch mit anfänglichen Schwierigkeiten, wie sie sich Jahre später erinnerte: [... ] *das Stillsitzen bedeutete für mich eine Pein und die Buchstaben standen sehr fremd vor mir. Die erste Fibel war mit ein Greuel! Aber dann ging mir auf einmal das Verständnis für die Buchstaben auf und ich wurde als Kind eine Leseratte. Die Indianerbücher meiner Brüder fanden bei mir ebenso begeisterte Aufnahme wie die Spyri-Geschichten.*<sup>18</sup>

1889 zog sie gemeinsam mit ihren beiden Brüdern, ihrer Mutter und ihrem Stiefvater – ihr leiblicher Vater war inzwischen gestorben – nach Zürich, wo sie weiter die Schule besuchte. Hier trat sie im Alter von 17 Jahren, angetrieben durch die anhaltende finanzielle Not der Familie, ins Erwerbsleben ein. Sie bekam eine Anstellung in einer Papierhandlung, der bald darauf Saisonarbeiten in den Hotels von Pontresina und St. Moritz folgten. Eine wichtige soziale Erfahrung, erfuhr Spiller hier doch erstmals hautnah die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen der Eleganz und dem Luxus der Hotelgäste und dem mühevollen 17-Stunden-Arbeitsalltag der Angestellten.

Zurück in Zürich nahm sie erneut ihre Arbeit in der Papierhandlung auf, daneben begann sie mit ersten journalistischen Versuchen. Die „Schweizer Hauszeitung“ druckte ihren ersten Artikel „Ein Spaziergang im Engadin“ ab, andere lokale Zeitungen wie das „Winterthurer Volksblatt“ und der „Weinländer“ zeigten sich ebenfalls an ihren Schreibarbeiten interessiert. Spillers zentrales Thema war das Alltagsleben in der Stadt, namentlich in ihrem unmittelbaren Wohnort, weshalb die regelmäßig erscheinenden Artikel unter dem Titel „Zürcherbriefe“ herauskamen.

Auf der Suche nach Themen gelangte Spiller auch in das von der Heilsarmee betriebene Nachtsyl in Zürich-Aussersihl. Tief ergriffen von der Armut und Not der dort aufgenommenen Menschen, spürte sie, *wie verschieden dieses Leben*

<sup>17</sup> Vgl. dazu Anna Oettli-Kull, Else Züblin-Spiller. Soldatenmutter und Fürsorgerin, hrsg. vom Schweizerischen Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen, Zürich o. J. (1953); Susanne Oswald, Else Züblin-Spiller, Bern 1968; Moia Schnyder, Else Züblin-Spiller (1881–1948), in: Dies., Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit. Else Züblin-Spiller, Susanne Orelli-Rinderknecht (= Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 26), Zürich 1973, 51–93; Hermann Wahlen, Else Züblin-Spiller. Die Soldatenmutter, in: Ders., Frauenwirken – Frauensegen, Bern 1971, 117–133; Willi Wottreng, Else Züblin-Spiller, in: Ders., Zürcher Revolutionäre, Zürich 2002, 45–49; In Memoriam Dr. med. h.c. Else Züblin-Spiller 1881–1948, Zürich, Schweizer Verband Volksdienst 1949; Zum 100. Geburtstag von Dr. med. h.c. Else Züblin-Spiller 1881–1981, in: SV-Magazin, Heft 3/1981.

<sup>18</sup> Else Züblin-Spiller, Aus meinen Leben. Erinnerungen, Zürich 1929, 6.



*hinter den Coulissen von dem Leben, das ich bis jetzt gekannt, war.*<sup>19</sup> In mehreren Artikeln berichtete sie über die bislang verborgenen „Nachtseiten des Lebens“, geleitet von einem ehrlichen aufklärerischen Impetus: *Es lag mir viel mehr daran, das Leben zu schildern, wie es wirklich war; diejenigen, die es besser hatten, darauf aufmerksam zu machen, wieviele im Schatten stehen müssen.*<sup>20</sup>

Der Führungsetage der Heilsarmee blieben die engagierten Berichte der jungen Journalistin nicht verborgen und so wurde Spiller auch weiterhin zur Berichterstattung über einschlägige Veranstaltungen herangezogen. Und sie erweiterte beständig ihr Portfolio: Neben Sozialreportagen schrieb sie bald auch Reiseschilderungen und Theaterkritiken, u.a. über die sie beeindruckenden sozialkritischen Dramen von Henrik Ibsen, August Strindberg oder Gerhart Hauptmann.

Im Theater war es auch, wo ihr Leben – wie sie es selbst nannte – eine „Schicksalswende“ erfuhr und sie endgültig zur Journalistik lenkte. Hier lernte sie den Verleger und Drucker Jean Frey kennen, der ihr 1904 eine Stelle als Büroangestellte anbot und sie zur weiteren journalistischen Tätigkeit ermunterte. Artikel für die angesehene „Schweizer Wochenzeitung“ und für die „Bürgerzeitung“ entstanden, mühevoll erarbeitet in den wenigen freien Stunden neben der regulären Arbeit: *Wie oft trug ich meine Artikel um Mitternacht in den Briefkasten, damit sie andern Morgens in der Redaktion sein konnten. Müdigkeit kannte ich glücklicherweise nicht; ein Topf Tee auf meinem kleinen Schreibtisch im Schlafzimmer musste für die nötige Anregung sorgen.*<sup>21</sup>

Daneben intensivierte sich auch der Kontakt zur Heilsarmee, für die Spiller nun auch offiziell den Pressedienst übernahm. Sie bereitete die Veranstaltungen und Tourneen des damaligen Leiters in der Schweiz, Kommissär Mac Alonan, vor und lernte auch William Booth, den englischen Gründer der Heilsarmee kennen. Mehrere Male interviewte sie den bereits hochbetagten, schon zu Lebzeiten legendären englischen General.

Die Geschichte dieser Vereinigung, mit der Spiller inzwischen bestens vertraut war – ohne je offizielles Mitglied zu sein –, sollte dann auch ihre erste Buchveröffentlichung werden: Im Jahr 1909 kam „Was ist, was will, was tut die Heilsarmee?“ heraus, das erste umfassende deutschsprachige Werk über die Gründung und Tätigkeit der Heilsarmee. Das Buch war ein derartiger Erfolg, dass schon nach wenigen Wochen eine zweite Auflage nötig wurde. Die europaweite Tätigkeit der Heilsarmee beschrieb sie sodann zwei Jahre später in „Slums“. 1913 schließlich folgte das letzte Werk zum Thema: „Von der Not des Lebens“ beschrieb nun speziell das Wirken der Heilsarmee in der Schweiz.<sup>22</sup>

Mit der ersten Buchveröffentlichung begann die literarisch produktivste Phase im Leben der noch nicht ganz 30jährigen Autorin, angetrieben nicht zuletzt durch einschneidende private Veränderungen. 1908 war sie durch den Tod des Stiefvaters zur alleinigen Familienerhalterin geworden, ein Jahr später starb ihre Schwägerin und Spiller nahm die vier Kinder ihres Bruders zu sich auf. Gemeinsam mit ihrer Mutter hatte sie künftig eine sechsköpfige Familie zu ernähren.

<sup>19</sup> Ebenda, 20.

<sup>20</sup> Ebenda.

<sup>21</sup> Ebenda, 21 f.

<sup>22</sup> Else Spiller, Was ist, was will, was tut die Heilsarmee? Bern 1909; Dies., Slums (Anm. 12); Dies., Von der Not des Lebens. Bilder aus der Wirksamkeit der Heilsarmee, Zürich 1913.

Oft war sie gezwungen die halbe Nacht hindurch zu schreiben. Die geschickte und professionelle Verwertung der Texte wurde ihr zur Überlebensstrategie: [...] *alle meine Arbeiten wurden angenommen und bezahlt. Wenn besondere Auslagen vor uns standen, dann suchte ich meine kleinen Geschichten zusammen und verkaufte sie als Zweitdruck und das Geldbrünnlein begann wieder zu fließen.*<sup>23</sup>

Der Erfolg blieb nicht aus. Im Frühjahr 1909 konnte Spiller erstmals einen Artikel in der renommierten „Neuen Zürcher Zeitung“ publizieren, die sodann auch jene Serie von Erlebnisberichten bringen sollte, die dem Buch „Slums“ zu Grunde lagen.

Das Jahr 1911 brachte endlich auch eine entscheidende Verbesserung ihrer ökonomischen Situation. Jean Frey nahm Else Spiller offiziell in das Redaktionsteam der „Schweizerischen Wochenzeitung“ auf, womit sie – wie nicht ohne Stolz im eigenen Blatt verlautbart – „zur ersten Redakteurin einer politischen Zeitung in der Schweiz“ wurde.<sup>24</sup> Als hauptberufliche Journalistin konnte sie nun erstmals problemlos ihre Familie ernähren und auch endlich den beengten Wohnverhältnissen in Zürich entkommen. Noch im Herbst desselben Jahres übersiedelte sie ins nahegelegene Dorf Kilchberg, wo sie mit ihrer Familie fortan ein eigenes Haus bewohnte.

Neben ihrer Tätigkeit für den Frey-Verlag fand die unermüdlich schreibende Spiller noch Zeit für andere Auftraggeber. Bahngesellschaften und Verkehrsvereine, die die Alpen touristisch zu erschließen begannen, bestellten Artikel bei ihr, sodass sie sich schon bald einen Namen als Reiseschriftstellerin machte. Um 1910 veröffentlichte sie für den Verkehrsverein Uri den Führer „Amsteg und das Maderanerthal“. Im Auftrag der neu eröffneten Berninabahn – damals die höchste Adhäsionsbahn Europas – schrieb sie die Reiseführer „Berninazauber vom Engadin ins Veltlin“ (1913) sowie „Über die Bernina nach Mailand“ (1914). Kurz darauf folgte ein zweibändiges Werk über die neue Furkabahn.<sup>25</sup> (Abb. 2)

Mit ihrer Nebentätigkeit, zu der ab 1912 auch die redaktionelle Leitung der in Luzern erscheinenden „Schweizer Hauszeitung“ gehörte, war sie schon bald derart erfolgreich, dass sie ihre Anstellung beim Frey-Verlag auf die Hälfte reduzieren musste. Alles in allem hatte sie nunmehr als Journalistin, wie sie sich voll Stolz erinnerte, eine bemerkenswerte Karriere gemacht: *Mein Lebensschifflein war nun im besten Fahrwasser. Ich hatte genügend befriedigende Arbeit* [...] .<sup>26</sup>

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs unterbrach Spillers journalistische Laufbahn. Die Unterstützung der Soldaten, die unter elenden Bedingungen an der Schweizer Grenze stationiert waren, wurde für sie zum Gebot der Stunde: *Die Arbeit am Redaktionstisch befriedigte mich nicht, denn ich fühlte, dass man jetzt Taten und keine Worte brauchte.*<sup>27</sup>

Energie und Willensstärke hatte sie schon bei ihrer Arbeit als Journalistin bewiesen, und auch diesmal gründete sie 1914 gemeinsam mit Sympathisantinnen den „Schweizer Verband Soldatenwohl“. Dieser setzte es sich zum Ziel, so genannte „Soldatenstuben“ zu errichten, in denen sich die Männer mit alkoholfrei-

<sup>23</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18), 27.

<sup>24</sup> Ebenda, 32.

<sup>25</sup> Else Spiller, Amsteg und das Maderanerthal. Wanderbilder, Amsteg o.J. (um 1910); Dies., Berninazauber vom Engadin ins Veltlin. Fahrten mit der Berninabahn; Zürich 1913; Dies., Über die Bernina nach Mailand, Frankfurt/M. 1914; Dies.: Die Furkabahn, 2 Bde, Zürich 1914/15.

<sup>26</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18), 36.

<sup>27</sup> Ebenda, 37.



Abb. 2: Die Publizistin Else Spiller an ihrem Arbeitsplatz in Kilchberg, um 1914, aus: Moia Schnyder, *Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit. Else Züblin-Spiller, Susanne Orelli-Rinderknecht*, Zürich 1973.

en Getränken versorgen und an Hand von Büchern und Zeitungen weiterbilden konnten.

Das Konzept war derart erfolgreich, dass es nach dem Krieg in Form von „Arbeiterstuben“ weitergeführt wurde. Die in „Schweizer Verband Volksdienst“ umbenannte Trägerorganisation errichtete – in enger Zusammenarbeit mit Unternehmern – zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter. Im Jahre 1938 betrieb der Verband bereits 150 Kantinen, Wohlfahrtshäuser und Speiseanstalten und ein Dutzend Fürsorgeanstalten für Arbeiterfamilien.<sup>28</sup> Die Führung dieses rasch expandierenden Unternehmens war für Else Spiller, die im Dezember 1920 den Arzt Dr. Ernst Züblin geheiratet hatte, zur Lebensaufgabe geworden.

In all den Jahren fand sie weiter Zeit zu publizieren. Noch in den Kriegsjahren hatte sie ein Werk über die „Soldatenstuben“ veröffentlicht<sup>29</sup>, in der Zwischenkriegszeit waren die unterschiedlichen Modelle an Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ihr bevorzugtes Thema, insbesondere Ernährungs- und Verpflegungsfragen<sup>30</sup>, die sie u.a. auf einer Reise in die Vereinigten Staaten studiert hatte.<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Wahlen (Anm. 17), 131.

<sup>29</sup> Else Spiller, *Aus unseren Soldatenstuben*, Zürich 1916.

<sup>30</sup> Vgl. dazu: Jakob Tanner, „Fabrikmahlzeit“. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950, Zürich 1999.

<sup>31</sup> Else Spiller, Industrielle Fürsorge, in: *Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*, Heft 2/1923;



Über ihr eigenes Leben, das zunehmend im Blickpunkt der Öffentlichkeit stand, veröffentlichte sie im Alter von 48 Jahren ihre Memoiren sowie gesammelte Eindrücke von Reisen nach England und Holland.<sup>32</sup>

Mit klarem Blick auf die sozialen Verhältnisse und konsequentem Führungsstil – Charaktereigenschaften, die ihr schon zu Lebzeiten die Beinamen „Soldatenmutter“, „Fürsorgerin“ oder „Generalin“ einbrachten – leitete sie den „Schweizer Verband Volksdienst“ bis nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Schweiz war der Verband mittlerweile zu einem wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Faktor geworden: 1948 umfasste er insgesamt 172 Betriebe; 1500 Angestellte verpflegten täglich 50.000 Menschen.<sup>33</sup>

Anerkannt und für ihr Lebenswerk hochgeehrt (1936 Alfred-Binet-Preis, 1941 Ehrendoktorat der Universität Zürich) starb Else Züblin-Spiller am 11. April 1948 in Zürich. Journalistin war sie zeitlebens geblieben. Auch wenn sich später ihr beruflicher Schwerpunkt verschoben hatte und sie zuletzt nur mehr sporadisch publizierte<sup>34</sup>, so verkörperte sie doch klassische journalistische Tugenden: kritische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, Neugierde und Anteilnahme am Leben anderer Menschen.

### Kolonialisierung der Großstadt: die Heilsarmee

Die „Expeditionen“ ins unbekannte soziale und topographische Terrain der Großstädte folgten ideologisch wie methodisch jenen Aneignungsstrategien, die die europäischen Kolonialmächte seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Afrika, Amerika oder Asien praktizierten. Wie viele andere Stadtforscher übernahm Spiller in ihrem Buch „Slums“ das Vokabular von Expeditionsberichten und Abenteuerreportagen, sprach sie von „Wanderungen“ und „Streifzügen“, auf denen sie bisher ungeahnte „Erlebnisse“ hatte und zahlreiche „Entdeckungen“ machte. Geübt in der Reisejournalistik, erkundete sie diesmal keine mehr oder weniger vertrauten Berge und Alpentäler, sondern den schier undurchdringlichen Häuserdschungel der modernen Metropolen.

Dabei war es nicht zufällig der „dunkle“ afrikanische Kontinent, der ihr – wie auch den anderen Autoren – häufig als Referenz diente. Seit den 1860er Jahren setzte sich die Rede vom Londoner East End als dem „Afrika at home“ durch, als eine unbekannte Welt, die ganz nahe, gleichsam vor der eigenen Haustür lag. In der programmatischen Schrift „In Darkest England and the Way Out“ drückte der Begründer der Heilsarmee William Booth diese kulturelle Analogie deutlich aus. Bezugnehmend auf den berühmten Afrikaforscher Henry Morton Stanley

---

Dies., Aus der praktischen Arbeit des Schweizer Verbandes Volksdienst, in: Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 8/1923, 211–227; Dies., Tagebuchblätter aus einer Studienreise nach Nord-Amerika, Kilchberg-Zürich 1920.

<sup>32</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18); Dies., Ferienerinnerungen aus England und Holland, Zürich o.J. (um 1930).

<sup>33</sup> Vgl. Simone Luchetta, Von der Soldatenstube zum Fingerfood ([www.kvschweiz.ch/sw1823.asp](http://www.kvschweiz.ch/sw1823.asp), Zugriff am 27. 11. 2007). Im Jahre 1976 organisierte sich der „Schweizer Verband Volksdienst“ neu: Er benannte sich in „SV-Service“ um und expandierte in der Folge mit Schwerpunkt Catering auch nach Deutschland und Österreich. Heute ist das Unternehmen mit einem Umsatz von 490 Mio. Franken, 6.600 Angestellten und einem Marktanteil von 50 Prozent der größte Caterer in der Schweiz. ([www.sv-group.com](http://www.sv-group.com), Zugriff am 27. 11. 2007)

<sup>34</sup> Else Züblin-Spiller, Die Arbeit des „Schweizer Verband Volksdienst“, in: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 11/1941, 275–279; Dies., Else Züblin-Spiller, 30 Jahre Volksdienst-Soldatenwohl, Zürich 1945.

und dessen Publikation „In Darkest Africa and the Way Out“ formulierte er: *Wenn es ein dunkelstes Afrika gibt, gibt es nicht auch ein dunkelstes England? [...] Können wir nicht Parallelen finden vor unseren Toren und nur einen Steinwurf entfernt von unseren Kathedralen und Palästen ähnliche Schrecken entdecken wie jene, die Stanley in den ausgedehnten Äquatorialwäldern erlebt hat?*<sup>35</sup>

Entsprechend dieser kolonialen Attitüde galt es die urbanen „Wilden“, die „eigenen Pygmäen“, wie Booth es ausdrückte, zunächst einmal kennenzulernen und in weiterer Folge zu zivilisieren und zu missionieren. Hauptschauplatz dafür waren die berühmt berüchtigten Arbeiter- und Armensiedlungen von St. Giles, Whitechapel oder Bethnal-Green, über die schon Charles Dickens Ende der 1840er Jahren geschrieben hatte: *Ringsumher alles schwarz – dunkle Wasserlachen, schmutzige Gassen und erbärmliche Wohnungen [...], brüchige Wände und einstürzende Häuser; durch die löcherigen Dächer und zerbrochenen Fenster sieht man elende Stuben, wo Not und Krankheit in vielen grauenhaften Gestalten sich verstecken, während Rauch, eng aneinandergedrängte Giebel, verkrümmte Schornsteine und Ungestalten von Ziegel und Mörtel, Ungestalten des Geistes und des Leibes einschließend, die düstere Ferne versperren.*<sup>36</sup>

Diese „Ungestalten“ aus ihrem Elend zu befreien, schickten sich schon bald an die hundert Hilfs- und Missionsgesellschaften an. Sie gründeten Stützpunkte, von denen aus sie offensiv agitierten und – wo immer möglich – Anhänger rekrutierten. Viele von ihnen sahen im moralischen Verfall und vor allem im Alkoholmissbrauch die Hauptursachen für die elenden Lebensbedingungen. Etwa die Temperenzler, eine zunehmend einflussreicher werdende Bewegung, die – von Amerika ausgehend – im frühen 19. Jahrhundert auch in Großbritannien Fuß gefasst hatte und sich in besonderem Maße dem Kampf gegen Alkoholismus verschrieb.<sup>37</sup>

Die einflussreichste christliche Hilfsorganisation sollte jedoch die Heilsarmee werden, deren Entstehung eng verbunden war mit Whitechapel, dem bevölkerungsreichsten und ärmsten Stadtviertel Londons.<sup>38</sup> Die extrem desolaten sozialen Verhältnisse schockierten den Evangelisten und Erweckungsprediger William Booth zutiefst. Im Jahr 1829 in der Industriestadt Nottingham geboren, hatte er schon als Kind Not und Elend hautnah miterlebt und sich im Alter von 15 Jahren bekehrt. Nach Jahren der Suche fand er in Whitechapel seine Bestimmung und Lebensaufgabe. Gemeinsam mit seiner Frau Catherine gründete er 1865 die „Christliche Erweckungsgesellschaft“ („Christian Revival Association“). Diese benannte sich in den folgenden Jahren noch mehrmals um in „Christliche Mission Ost-Londons“ („East-London Christian Mission“) und in „Christliche Missi-

<sup>35</sup> William Booth, *In Darkest England and the Way Out*, London 1890, 11 f. (Übersetzung P. P.) Im Original lautet die Stelle: „As there is a darkest Africa is there not also a darkest England? (...) May we not find a parallel at our own doors, and discover within a stone's throw of our cathedrals and palaces similar horrors to those which Stanley has found existing in the great Equatorial forest?“

<sup>36</sup> Charles Dickens, *Geschäfte mit der Firma Dombey und Sohn*, Meersburg 1930, 254 (engl. EA 1846–48). Zu den literarischen Slumbeschreibungen von Charles Dickens vgl. Sophie Slade, Charles Dickens. Das soziale Gewissen einer Epoche, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 31–33.

<sup>37</sup> Vgl. dazu u.a. Lilian Lewis Shiman, *Crusade Against Drink in Victorian England*, Basingstoke 1988; Brian Howard Harrison, *Drink and the Victorians. The Temperance Question in England 1815–1872*, Keele 1994.

<sup>38</sup> Zu den folgenden Ausführungen vgl. Dirk Gnewekow, Thomas Hermsen, *Die Geschichte der Heilsarmee. Das Abenteuer der Seelenrettung. Eine sozialgeschichtliche Darstellung*, Opladen 1993.

on“ („Christian Mission“), ehe daraus schließlich 1878 die „Heilsarmee“ („Salvation Army“) entstand.

Wie schon im Namen verdeutlicht, verstand man sich als militärische Glaubensgemeinschaft, als „Streitmacht Gottes“, die gegen Sünde und Gottlosigkeit in den Krieg zog. Nach dem Vorbild des britischen Militärsystems wurde eine Gliederung in kleine schlagkräftige Korps und eine streng hierarchische Rangordnung eingeführt. Booth wurde offiziell zum General ernannt, seine engsten Mitarbeiter bildeten den Generalstab, hauptamtliche Mitarbeiter erhielten Offiziersränge, Laienhelfer wurden zu Soldaten. Wobei es von Beginn an in allen Rängen eine absolute Gleichstellung zwischen Mann und Frau gab, ein wesentliches Anliegen von Catherine Booth, der intellektuellen Führerin der Bewegung.<sup>39</sup>

Der militärisch-kriegerische Ansatz schlug sich auch in anderen Termini nieder: Missionsversammlungen hießen „Schlachten“, die lautstarken Amen- und Halleluja-Rufe nannte man abgefeuerte „Heilssalven“, der Verkauf der Missionszeitung hieß schlicht „Bombardement“, Prediger waren „Scharfschützen“, die Eröffnung eines neuen Korps eine „Eroberung“. Fahne, Wappen, Uniformen und Gruß komplettierten die einheitliche Erscheinungsform der Organisation,<sup>40</sup> deren Mitglieder sich als Heilssoldaten („Salutisten“ bzw. „Salutistinnen“) real wie symbolisch in einem Feldzug befanden.

Kennzeichnend für die Heilsarmee – und ein nicht unwesentlicher Grund für ihren Erfolg – war somit ein stringentes Auftreten und eine starke Präsenz in der Öffentlichkeit. Unter dem bis heute gültigen Motto „Suppe, Seife, Seelenheil“ agitierte man in den immer zahlreicher werdenden Missionsstationen, bei Straßenpredigten und Gottesdiensten; potentiell bekehrbare „Sünder“ wurden in ihren Wohnungen und in den „Stätten des Lasters“, den Bordellen, Wirtshäusern und Trinkhallen, aufgesucht.

Dieses „eindringende“ und kolonialisierende Element der Heilsarmeefürsorge zeigte sich besonders deutlich bei den so genannten „Slum-Crusades“ (Slum-Kreuzzügen). Dabei quartierten sich zwei oder mehrere Salutistinnen in einem Elendsviertel ein, um von ihren Stützpunkten aus „Kreuzzüge“ in die Slums zu unternehmen. Man suchte gebrechliche, kranke oder verwahrloste Personen in ihren Wohnungen auf, pflegte und versorgte die Bedürftigen mit Nahrungsmitteln und begann ihre Wohnungen zu reinigen. Die Unterweisungen in Körper- und Wohnungspflege zielten jedoch nicht primär auf die Bekehrung der Elenden ab, vielmehr sollten Reinlichkeit und Sauberkeit als zentrale hygienische und moralische Werte vermittelt werden. Wie sich überhaupt im Laufe der Jahre die Verabreichung von Hilfsmaßnahmen von der Notwendigkeit zur geistlichen Erweckung der Klientel abkoppelte. Materielle und soziale Not waren zunehmend Grund ge-

<sup>39</sup> Vgl. dazu: Frauen folgen der Fahne. Pionierinnen der Heilsarmee – 21 Kurzbiographien, Bern 1972.

<sup>40</sup> Die Fahne besitzt einen blauen Rand und eine rote Mitte mit gelben Stern, in dem in roten Buchstaben „Blut und Frieden“ geschrieben ist; das Wappen ist in seiner ursprünglichen Form nur mehr auf amtlichen Dokumenten gebräuchlich, die neuere Version, das so genannte „Red Shield“, ist ein rotes Wappenschild auf dem mit weißen Buchstaben „Die Heilsarmee“ steht; die Uniform besteht aus einem dunkelblauen Anzug (Frauen: Rock), einem weißen Hemd, einer Krawatte (Frauen: Brosche), dunklen Strümpfen und einer Schirmmütze (Frauen: Melone) mit der Aufschrift „Die Heilsarmee“; der Gruß lautet „Halleluja“. Vgl. Uwe Heimowski, Die Heilsarmee. Practical Religion – gelebter Glaube, Schwarzenfeld 2006, 36–60.

nug für ein Einschreiten der Heilsarmee, ohne dass damit unabdingbar der Drang zur Evangelisation verbunden war.

Die ausgeprägte Militanz und der Fanatismus der Salutisten, ihr lautstarkes Auftreten mit Blaskapellen und dem Singen von geistlichen Liedern sowie das für viele unkonventionelle Predigen von Frauen riefen vor allem in den Anfangsjahren heftigen Widerstand hervor. Immer wieder kam es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, schließlich wurde sogar eine Gegenorganisation, die „Skelett-Armee“ („Skeleton Army“), gegründet, deren Ziel die systematische Störung und Behinderung der Salutisten war.

Nichtsdestoweniger expandierte die Heilsarmee: Ab 1870 breitete sie sich über London hinweg aus. In ganz England waren 1879 bereits 50 Korps (mit 88 Offizieren) tätig, 1886 stieg deren Zahl auf 1006 Korps (mit 2260 Offizieren). Ab 1880 begann die internationale Arbeit mit der Gründung von Korps in Irland, den USA und Australien, 1881 folgte Frankreich, 1882 die Schweiz und 1886 Deutschland. Bis 1912, dem Todesjahr von William Booth, hatte die Heilsarmee in 58 Ländern Stützpunkte errichtet.<sup>41</sup>

### Städtevergleich

Eine derart dichte Infrastruktur mit Stützpunkten in vielen Großstädten Europas bot ideale Voraussetzungen für das Vorhaben von Else Spiller. Mit Hilfe der Heilsarmee konnte sie die Lebens- und Wohnverhältnisse in den wichtigsten Metropolen Europas kennenlernen und als Frau – angeführt von Salutistinnen – die ansonst keineswegs so leicht betretbaren Slums erkunden. Beide Aspekte waren ein Novum in der journalistischen Stadtforschung der Jahrhundertwende, deren Protagonisten zumeist Männer waren, die über die Verhältnisse in einer einzelnen Stadt berichteten.

So waren etwa in Wien die berühmt gewordenen Bücher von Max Winter („Im dunkelsten Wien“, 1904) und Emil Kläger („Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens“, 1908) erschienen,<sup>42</sup> oder das christlich-karitative Überlegungen in den Mittelpunkt stellende Werk von Hanns Maria Truxa („Bilder und Studien aus dem Armenleben der Großstadt Wien“, 1905)<sup>43</sup>. In Berlin hatte Hans R. Fischer bereits 1887 seine Aufsehen erregenden Eindrücke veröffentlicht („Unter den Armen und Elenden Berlins. Streifzüge durch die Tiefen der Weltstadt Berlin“). Die Idee des Städtevergleichs und der Herausarbeitung der strukturellen Ursachen für die Elendsverhältnisse hatte bislang allein der Berliner Reporter und Schriftsteller Hans Ostwald verfolgt. Er gab 1904 bis 1908 die fünfzig Bände

<sup>41</sup> Ebenda, 21 f. Zur internationalen Tätigkeit vgl. die ersten umfassenden zeitgenössischen Publikationen: Theodor Kolde, *Die Heilsarmee, ihre Geschichte und ihr Wesen*, Erlangen 1899; Hulda Friederichs, *Entwicklung, Organisation und Methode der Heilsarmee*. Mit einem Vorwort von General Booth, Frankfurt/M. 1908; Peter Clasen, *Der Salutismus. Eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und seine Heilsarmee*, Jena 1913. Heute arbeitet die Heilsarmee in 112 Ländern. Weltweit hat sie etwa zwei Millionen Mitglieder (2004) in über 15.000 Gemeinden. Sie betreibt etwa 1.900 Schulen, 3.600 Sozialinstitutionen und rund 460 Krankenhäuser. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Heilsarmee>; Zugriff am 5. 1. 2008)

<sup>42</sup> Vgl. Siegfried Mattl, *Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers*, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 111–117.

<sup>43</sup> Dr. Hanns Maria Truxa, kaiserlicher Rat und Mitglied einer katholischen Vereinigung für freiwillige Armenpflege, schildert zahlreiche Fallbeispiele aus der Praxis der Wiener Armenfürsorge und plädiert vehement für eine Verbesserung der karitativen Infrastruktur.

umfassende Schriftenreihe „Großstadt-Dokumente“ heraus, in denen die metropoliten Lebensverhältnisse in Berlin mit jenen von Wien verglichen wurden, mit Schwerpunkt auf soziale Problemfelder wie Wohnungs- und Obdachlosenelend, soziale Segregation, deviante Subkulturen, Kriminalität und Prostitution.<sup>44</sup>

Else Spillers Schilderungen basierten im Wesentlichen auf drei Reisen, die sie zwischen 1906 und 1910 in Mittel- und Westeuropa unternommen hatte. Im Frühsommer 1906 kam sie nach Wien; im Sommer 1908 reiste sie nach Deutschland, Holland, London und Paris; 1910 folgte eine dritte Studienreise, diesmal nach Norddeutschland, Kopenhagen und in das rheinische Industriegebiet.

Ausgangspunkt und gleichsam Initiation in die Thematik des Elends waren ihre Erlebnisse in der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Voll Neugier hielt sie sich vierzehn Tage lang in der Metropole auf, die zunächst einen „wunderbaren Eindruck“ auf sie machte. Den Prater zu besuchen, das dortige Großspektakel „Venedig in Wien“ kennenzulernen, all das hatte sie geplant, als sie durch den zufälligen Anblick eines Kindersarges und eines Krankenhauses, in das arme und verletzte Kinder gingen, auf den Boden der Realität geholt wurde. Schockartig kamen ihr die vielen „blutenden Wunden“ an den Körpern und Seelen zu Bewusstsein: *Da war es mir, als sei ein Reif auf meine Freude gefallen und die Sonne nicht mehr so hell schiene als vordem.*<sup>45</sup> Unfreiwillig hatte Spiller einen Blick hinter die Kulissen des mondänen Großstadtlebens getan, dessen Ambivalenz zwischen Schein und Wirklichkeit sie innerlich zutiefst bewegte.

Das expandierende Wien mit seinen fast zwei Millionen Einwohnern offenbarte seine drastischen sozialen Gegensätze, die vor allem in den proletarisch geprägten Vorstädten und Vororten zu Tage traten. Dies hatten schon die Sozialreportagen von Max Winter dokumentiert und auch noch Jahre später sollte Alfred Polgar die unschöne Kehrseite der Stadt, das „vegetierende Wien“, klar verorten: *Im Mittelteil der Stadt, vom Polygon der Ringstraße begrenzt, lebt das Wien, das lebt; das saftige Wien, die Stadt, deren Name, richtig ausgesprochen, wie geschmunzelt klingen muß. Rundherum, ‚grau und grämlich‘, lebt das Wien, das vegetiert, das vertrocknete Wien, die Stadt, deren Namen mit dem Tonfall gesprochen werden muß, mit dem ihn der Schaffner einer Danteschen Unterwelt-Vicinalbahn als Station ausriefe.*<sup>46</sup>

Genauere Beschreibungen der Elendsbedingungen lieferte Spiller bei diesem wie auch bei ihren späteren Wienbesuchen keine. In die Wiener Slums einzudringen war ihr nicht möglich, da die Heilsarmee hier erst 1927 einen Stützpunkt errichtete.<sup>47</sup> Dennoch kam dem Aufenthalt in Wien der Verdienst zu, ihr die enorme Verbreitung von Not und Elend erst richtig bewusst gemacht zu haben. In ihren Memoiren stellte sie rückblickend fest, dass ihr damals besonders klar wurde, „dass neben Glück und Freude viel Traurigkeit wohnt“. Wien habe ihre „Blicke

<sup>44</sup> Vgl. Ralf Thies, „Ein Wegweiser durch dies Labyrinth der Großstadt“. Die Berliner „Großstadt-Dokumente“, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 119–121.

<sup>45</sup> Spiller (Anm. 12), 10.

<sup>46</sup> Alfred Polgar, *Geistiges Leben in Wien* (1920); zit. nach Alfred Polgar, *Taschenspiegel*, hrsg. und mit einem Nachwort von Ulrich Weinzierl, Wien 1979, 96.

<sup>47</sup> Heute ist die Wiener Heilsarmee ein Teil des gemeinsam administrierten Territoriums Schweiz-Österreich-Ungarn. Zentrales Tätigkeitsfeld ist die Wohnungslosenhilfe, wofür Sozialeinrichtungen (ein Männerwohnheim und Betreutes Wohnen in 22 Wohnungen) mit insgesamt 102 Unterkunftsplätzen zur Verfügung stehen. Siehe: Heilsarmee News, Nr. 03/2007.



geweitet“ und sie entscheidend sensibilisiert für die sozialen Verhältnisse in Europas Großstädten.<sup>48</sup> (Abb. 3)



Abb. 3: Hinterhof in Wien-Mariahilf, um 1900, Albertina – Fotoarchiv

Es ist der geistige Prozess der Läuterung, um nicht zu sagen „Erweckung“, den sie selbst hautnah erfahren hatte und den sie nun auch den Lesern ihres Buches zu vermitteln trachtete. Nacheinander stellt sie darin die Elendsbedingungen in den wichtigsten europäischen Metropolen vor: in Amsterdam, Rotterdam und Den Haag, in London und Paris, in den deutschen Städten Köln, Nürnberg, Dresden, Berlin und Hamburg, sowie als Abschluss in Kopenhagen. Die dabei angewandte literarische Darstellungsweise ist ebenso simpel wie effektiv: Stets werden dem mondänen Ersteindruck, dem glitzernden Großstadtleben in den Innenstädten mit ihren kulturellen Einrichtungen und Repräsentationsbauten die gar nicht so weit entfernten dunklen Seitengassen und Hinterhöfe mit ihrem Schmutz und ihrer Armut gegenübergestellt. Ein unübersehbarer Kontrast, der allorts anzutreffen war, hat man einmal – wie Spiller – die Wahrnehmung dafür geschärft.

Einen wesentlichen Beitrag zu dieser Bewusstseinsbildung leistete die Kenntnis der konkreten Tätigkeit der Heilsarmee, deren dichtes Netz an Heimen, Asylen und anderen Hilfseinrichtungen Spiller vorstellt. Wertvollste „Schlamarbeit“

<sup>48</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18), 22.

werde hier verrichtet, bemerkt sie voll Anerkennung und nennt die sie begleitenden Salutistinnen schlicht „Schlammengel“. <sup>49</sup> So ist es beinahe ein religiöser Pilgergang, den die Leser mit der Autorin zu unterschiedlichen Orten, aber mit stets gleich bleibender Erkenntnis unternehmen.

Dabei sind es vor allem zwei Städte, in denen laut Spiller die trostlosesten Zustände herrschen: London und Hamburg. Besonders die „Riesenstadt“ London machte auf sie einen gewaltigen Eindruck, mit ihrer enormen Bevölkerungsdichte, ihrem „Riesenverkehrsstrom“, ihrem Weltstadtfair – aber auch ihrem Elend: *Wohl nirgends in der Welt treten die Gegensätze von Reichtum und Armut so krass an die Öffentlichkeit wie in Englands Metropole.* <sup>50</sup>

Whitechapel, Geburtsort und Hauptquartier der Heilsarmee, war für Spiller natürlich von besonderem Interesse. Und wie bei Booth Jahrzehnte zuvor, wurde auch ihr dieses Stadtviertel zum Inbegriff des Großstadtelends: *Da ist vor allem Frau Sorge zu Hause. Hier trägt sie ein unsäglich abstoßendes Gewand, und fast scheint es mir ein Wagnis, hineinsehen zu wollen in das Meer von Not und Elend, das die Wellen hier zusammenschlägt. Was nützt im Grunde genommen all' unser Entsetzen vor der Fülle der Traurigkeit, die mit jedem Schritt auf diesem Pflaster uns entgegentritt und mit hohlen Augen um Linderung fleht. Hier hilft weder ein bloßes Erbarmen noch eine gedankenlose Geldspende, die in dem Schlund der Armenviertel verschwindet. Da kann nur derjenige helfen, welcher sein eigenes Leben opfert.* <sup>51</sup>

Ausführlich beschreibt Spiller die auf engstem Raum lebenden Bewohner, deren Aufenthaltsbereich oft nur durch einen Kreidestrich voneinander abgegrenzt ist, ihre Krankheiten und Probleme, die schmutzigen ungelüfteten Zimmer und die verbreitete Hausarbeit, wie das mühsame Anfertigen von Zündholzschachteln, dessen Erlös kaum für das Nötigste reicht. Die Infrastruktur der Heilsarmee war in diesem Viertel besonders dicht: Nachtasyle für Männer und Frauen, Arbeiter-Werkstätten, Mädchenheime, Wöchnerinnenhäuser, Trinkerheilstätten und Asyle für entlassene Sträflinge werden ebenso vorgestellt wie die von der Heilsarmee vertretene Ideologie der Arbeit, die als wertvolle Teilnahme am gesellschaftlichen Leben gesehen und daher in den Heimen wo immer möglich gefördert wurde. Elise Spiller schätzte diese positive Einstellung zu Produktivität und Eigenverantwortung, zur Wichtigkeit einer hohen Arbeitsmoral, die – so die These – vor dem sozialen Abstieg schützen sollte. Jahre später wird sie Ähnliches beim Aufbau der Soldaten- und Arbeiterstuben praktizieren.

Als besonderen Nervenkitzel unternahm sie gemeinsam mit einer Bekannten einen Nachtausflug, zu Fuß, in die verruchten Gegenden um die Fleet- und Picadilly-Street, wo sie auf Obdachlose und Prostituierte trafen, und schließlich frühmorgens auf dem Markt des Covent Gardens gerade noch einem tätlichen Angriff entkamen – Erlebnisse, die belegen, wie die anteilnehmende Erforschung des Großstadtlebens stets mit einer gehörigen Portion Abenteuerlust gepaart war.

Ähnlich drastische Worte wie für London fand Spiller für Hamburg, dessen rasantes Wachstum Ende des 19. Jahrhunderts zu enormen hygienischen Problemen vor allem in den Altstadtbereichen geführt hatte. So hatte schon Robert

---

<sup>49</sup> Spiller (Anm. 12), 55, 176.

<sup>50</sup> Ebenda, 31.

<sup>51</sup> Ebenda, 41.

Koch, renommierter Mediziner und Entdecker des Choleraerregers, apodiktisch festgestellt: *In keiner anderen Stadt habe ich solche ungesunden Wohnungen, Pesthöhlen und Brutstätten angetroffen.*<sup>52</sup>

Die begonnene Sanierung der städtebaulichen Problemzonen beeindruckte die Journalistin, die das allorts anzutreffende Nebeneinander von Altem und Neuem als „beinahe lustig“ empfand.<sup>53</sup> Wenngleich ihr die Dramatik des Wohnungselends durchaus bewusst war und die daraus resultierenden sozialen Probleme. Ganz deutlich erkannte sie in Hamburg erneut, dass *die soziale Frage zum großen Teil mit der Wohnungsfrage verknüpft ist.*<sup>54</sup> (Abb. 4)

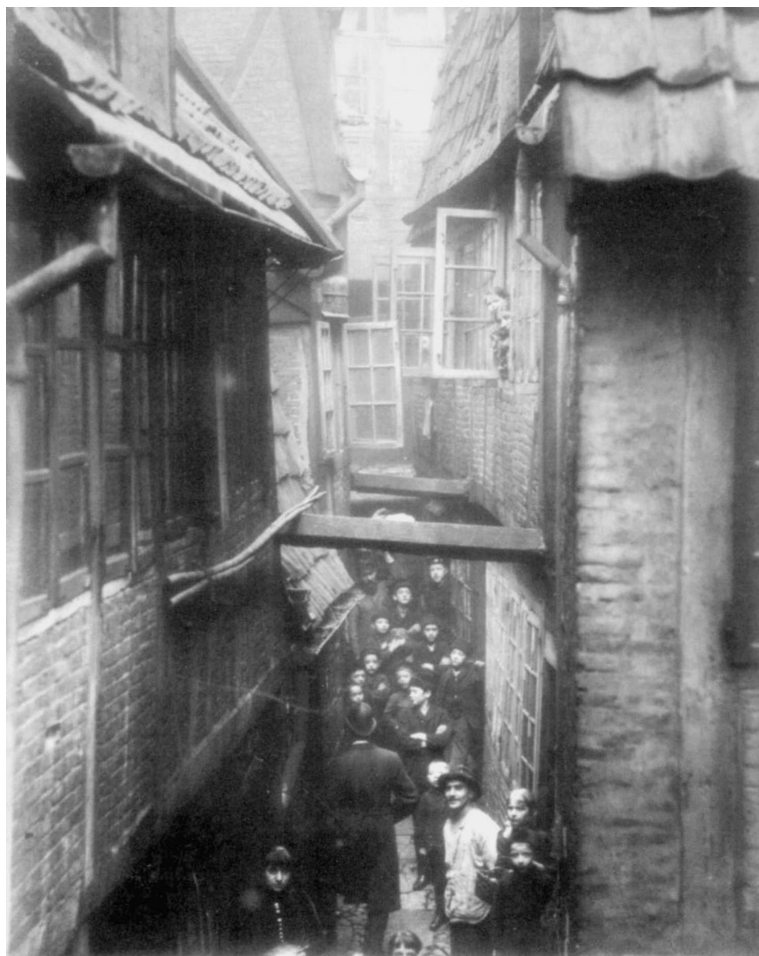


Abb. 4: Hamburger Altstadt, um 1900, aus: *Von der Hammaburg zur Hafencity, Hamburg 2005*

Wie in den anderen Städten wurde sie auch hier von einer Salutistin geführt und – wie sonst auch – hatte sie sich als Angehörige der Heilsarmee verklei-

<sup>52</sup> Zit. nach Dittmar Maschule, Olaf Mischer, Arnold Sywottek (Hrsg.), *Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit*, Hamburg 1996, 103.

<sup>53</sup> Spiller (Anm. 12), 129.

<sup>54</sup> Ebenda, 132.

det. Es war das Mittel der Camouflage, das ihr den gefahrlosen Zutritt in die Slums ermöglichte. Im Schutz der blauen Uniform konnte sie erneut ein Abenteuer wagen: den Besuch eines „Verbrecherkellers“. *Ich hatte mein Kleid gegen eine Heilsarmee-Uniform vertauscht, der Hallelujah-Hut verdeckte meine Haare. Längst habe ich einsehen gelernt, dass nichts besser schützt, als das blaue einfache Kleid, deren Trägerinnen den Menschen in den Verbrecherkellern lieb und vertraut sind. Noch nie hat man von einer Unbill gehört, die Salutisten hier widerfahren wäre.*<sup>55</sup>

Während andere Großstadtforscher wie Max Winter oder Emil Kläger in das „Elendskostüm“ schlüpfen und sich als Obdachlose oder Strotter verkleiden und dabei die Slumbewohner mehr oder weniger bewusst karikierten,<sup>56</sup> setzte Spiller auf die Kraft der Uniform und bewahrte sich so eine gewisse Distanz zu ihren „Forschungsobjekten“. Dies drückt sich auch auf der Ebene der Sprache aus, die sie von diesen keineswegs übernahm, wie dies Winter oder Kläger taten, die gezielt Begriffe der Umgangs- und Gaunersprache in ihren Berichten wiedergaben. Auch dass Spiller eine Führerin in Anspruch nahm, kann als Mittel der Distanzbewahrung verstanden werden. Wobei Hilfeleistungen durch Mittelsmänner und mit dem Milieu vertraute Personen generell sehr häufig waren. Die Großstadtforscher seien denn auch richtigerweise, wie der Historiker Siegfried Matti betont, mehr als Mediatoren des Elends zu bezeichnen, denn als dessen primäre „Entdecker“. <sup>57</sup> Die Uniformierung hatte für Spiller nicht zuletzt den Vorteil, von regionalen „Dresscodes“ unabhängig zu sein, war doch der Anblick von Mitgliedern der Heilsarmee in fast allen europäischen Städten eine vertraute Erscheinung im Straßenbild.

Mit großem Respekt spricht Spiller von der deutschen Hauptstadt Berlin, die auf sie einen modernen, geschäftstüchtigen und sozial fortschrittlichen Eindruck machte, ohne die verbreiteten Armutsgestalten wie etwa in London. Erst nach einiger Zeit – und beinahe mit etwas Genugtuung – bemerkte sie auch hier die Schattenseiten der Großstadt, verdeutlicht u.a. an der enormen Zahl von mehr als 210.000 Männern, die im Jahr 1908 in den Notasylen der Stadt Unterkunft suchten.<sup>58</sup>

Vor allem im Osten und Norden der Stadt offenbarten sich die Wohnverhältnisse in ihrem ganzen Elend: *Da habe ich dann studieren können, wie dichtbevölkert die Stadt Berlin ist. Vom Keller bis zur Mansarde sind Wohnungen, im Hof ist gewöhnlich das für Berlin so typische Hinterhaus. Bitterarme Menschen habe ich kennen gelernt, Mütter, die für ihre Kinder keine Betten und kaum Brot haben, weil der Ernährer im Spital liegt.*<sup>59</sup> Besonders häufig seien unterirdisch gelegene Kellerräume bewohnt, ja bisweilen wohne man sogar direkt neben einem Stall mit Kühen.

Wie problematisch die Wohnverhältnisse zur Jahrhundertwende waren, das hatte bereits die groß angelegte Wohnungs-Enquête der Berliner Ortskrankenkasse gezeigt. Darin wurden jene Statistiken, Berichte und Fotografien ausgewertet, die die Kontrollorgane bei ihren Hausbesuchen von Kassenmitgliedern

---

<sup>55</sup> Ebenda, 133 f.

<sup>56</sup> Vgl. Matti (Anm. 42), 111–117.

<sup>57</sup> Ebenda, 113.

<sup>58</sup> Spiller (Anm. 12), 120.

<sup>59</sup> Ebenda, 122.

gemacht hatten. Wie die Sozialhistorikerin Gesine Asmus gezeigt hat, ging es bei dieser sozialreformerischen Initiative vor allem darum, die strukturellen Bedingungen des Elends zu analysieren und den Nachweis des Zusammenhanges zwischen desolaten Wohnverhältnissen und Krankheit zu erbringen. Anhand von Statistiken und Fotografien dokumentierte die Enquête genauestens wie hygienisch katastrophal und räumlich beengt die Wohnverhältnisse durchwegs waren. In der Nacht schliefen oft fünf, sechs oder mehr Personen in einem Raum, nicht selten zu dritt in einem Bett. Krankheit, Ansteckung, chronische Leiden, Alkoholismus und sexuelle Übergriffe waren weit verbreitet.<sup>60</sup> (Abb. 5)

Finstere schmutzige Wohnungen, in denen die Menschen zusammengedrängt leben mussten, das repräsentierte für Spiller in nuce die in den Slums bestehende Problematik. Erst wenn die Wohnungen sauber, hell und freundlich wären, könnte man ihrer Meinung nach auch eine moralische Verbesserung der Verhältnisse erhoffen. Wie diese Verwandlung aussehen könnte, schildert sie am Beispiel eines aufmunternden Wohnungsbesuches in Kopenhagen: *In der Stube, in die wir nun eintraten, roch es nach Seife und Laugenwasser. Ganz feucht war der Fussboden. Durch die blanken Scheiben fiel der Abendsonnenschein. Mit geheimen, freudigem Stolze zeigte die Frau auf die Vorhänge, die in frischen Falten an den Fenstern hingen [...]. Die Kinder kamen, blonde rotbäckige Mädchen und Buben und gaben uns die Hand.*<sup>61</sup> Sauberkeit und Ordnung, Kinderlachen, Sitte und Anstand, waren die bürgerlichen Kategorien, die Spiller als menschliche Utopie vor Augen hatte.

Betrachtet man die Stadtimages, die sie von den ihren jeweiligen Aufenthaltsorten vermittelt, so sind es durchaus bekannte Klischees, auf die sie zurückgreift: Populäre Ansichten für jedermann, die als Einstieg in das Lebensgefühl der jeweiligen Stadt dienen. So wird Wien als lachend und fröhlich beschrieben und geprägt von „Wiener Gemütlichkeit“, in Amsterdam besteche die „Treue und Gastfreundschaft“ der Bewohner, Paris sei schlichtweg die „Heimat des Schönen“, Köln eine fröhliche, karnevaleske Stadt, die „so hübsche Frauen hat“, Dresden eine schöne Stadt und „Muster christlicher und staatlicher Liebestätigkeit“, Berlin eine Stadt mit „viel Geld, Kraft und Kunstsinn“, Kopenhagen die „Marmorstadt“ mit „fröhlicher Lebenslust“. Nur selten finden sich auch weniger gängige Alltagsbeobachtungen, wie in Dresden, wo sich Spiller für das gerade moderne Rollschuhfahren begeistert: *Der neue Sport war just im Schwunge und es sah elegant aus, wenn die Pärchen Hand in Hand in Bogen dahinrollten.*<sup>62</sup>

Auch die Beschreibung der jeweiligen Stadtbewohner, ihren sozialen, ethnischen oder religiösen Besonderheiten, bleibt bisweilen klischeehaft und einer engen, bürgerlich-moralisierenden Weltsicht verpflichtet. Insgesamt war Spiller wohl nicht so sehr an der Herausarbeitung der Differenzen zwischen den Metropolen interessiert, als an deren offenkundigster Gemeinsamkeit: der großflächigen Ausbreitung von Not und Elend. Wie sie gleich zu Beginn des Buches anmerkt, sah sie die moderne Großstadt generell als Ort mit lebensfeindlichen Bedingungen und bedrohlichen moralischen „Abgründen“. Damit folgte sie einer verbreite-

<sup>60</sup> Gesine Asmus (Hrsg.), Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901–1920. Die Wohnungs-Enquête der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker, Reinbek bei Hamburg 1982.

<sup>61</sup> Spiller (Anm. 12), 175.

<sup>62</sup> Ebenda, 100.





Abb. 5: Wohnungselend in Berlin, 1910, aus: Gesine Asmus (Hrsg.), *Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901–1920*, Reinbek bei Hamburg 1982

ten bürgerlichen Einschätzung, die insbesondere die hygienischen Probleme als ständige Gefahr und Brutstätte von Krankheiten und Seuchen deutete.<sup>63</sup>

Auch in ihren späteren Schriften stellte Spiller gerne die unwirtliche Großstadt der heilsamen Natur gegenüber. So begann sie eine Beschreibung der Berninabahn mit folgendem Bild: *Aus dem winterlichen Nebel der Großstadt bin ich an einem Sonnentag in das schönste Hochtal der Schweiz gekommen: in das Engadin. Noch sind mir die grauen Gassen in Erinnerung gewesen, die sich wie*

<sup>63</sup> Vgl. Marianne Rodenstein, „Mehr Licht, mehr Luft“. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750, Frankfurt/M.-New York 1988; Maschule, Mischer, Sywottek (Anm. 52); Clemens Zimmermann, Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900*, Basel-Boston-Berlin 1999.

*schmutzige Bäche zwischen hohen Häusermauern hindurchziehen und auf denen so oft mißmutige Menschen aneinander vorüberhasten. Wochenlang hatte sich die Sonne nicht mehr im Tale gezeigt, und ein dumpfer Druck war allmählich über die Seelen gekommen. Die Sonne zu suchen, ging ich fort.*<sup>64</sup>

Nicht zufällig erwähnt Spiller in „Slums“ die damals viel diskutierte englische Gartenstadtbewegung, die unter der Patronanz des Sozialisten Ebenezer Howard ein Gegenmodell zum herrschenden Städtebau entworfen und in Letchworth ein europaweit berühmt gewordenes Vorzeigemodell etabliert hatte.<sup>65</sup>

Spiller selbst sollte der Ausbruch aus der großstädtischen Enge mit der Übersiedlung von Zürich ins nahe gelegene kleine Dorf Kilchberg gelingen. Wie überhaupt ihre Arbeit am „Slum-Text“ als Versuch gewertet werden kann, die Lebensbedingungen in ihrer unmittelbaren Umgebung zu reflektieren und sich dem Gefühl der zunehmenden Fremdheit in der eigenen Stadt zu stellen.

### Frauen als Anklägerinnen

Mit ihrem tatkräftigen Engagement gehörte Else Spiller zu jenen emanzipierten Frauen, denen die Aufklärung über das großstädtische Elend zur moralischen und gesellschaftlichen Pflicht geworden war. Im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen diskutierten sie die soziale Frage aber stets gemeinsam mit der Geschlechterfrage. Als Schriftstellerinnen, Journalistinnen oder Künstlerinnen versuchten sie mit ihren Mitteln die Öffentlichkeit zu sensibilisieren für jene Welt des Elends, die sich vor den Augen der Wohlstandsgesellschaft ausbreitete, egal ob in den Städten Deutschlands, Österreichs oder der Schweiz.

In Wien war es die Feministin und Journalistin Anitta Müller-Cohen (1890–1962), die sich während des Ersten Weltkriegs und in den 1920er Jahren dem Leid jüdischer Kinder und Mütter annahm und dafür die „Soziale Hilfsgemeinschaft“ gründete.<sup>66</sup> Sie arbeitete u.a. mit dem Journalisten Bruno Frei zusammen, der zwei Bücher über das jüdische Wohnungselend in Wien publizierte.<sup>67</sup> Im Mai 1919 assistierte sie Frei bei einem Vortrag mit dem Titel „Bilder vom Wiener Elend“ im „Kleinen Saal“ des Konzerthauses.<sup>68</sup>

Mit derselben Thematik beschäftigte sich die Schriftstellerin und Journalistin Else Feldmann (1884–1942).<sup>69</sup> In ihren Romanen und Zeitungsreportagen schilderte sie auf realistische Weise das jüdische Proletarierelend in Wien, wobei sie vor allem auf das Schicksal der Kinder aufmerksam machte. In ihrem 1921 erschienenen Roman „Löwenzahn“ verarbeitete sie ihre eigenen Erfahrungen als Großstadtkind, das einst in den zwischen Donaukanal und Donau gelegenen Vor-

<sup>64</sup> Zit. nach Schnyder (Anm. 17), 54.

<sup>65</sup> Spiller (Anm. 12), 32. Vgl. Ebenezer Howard, *Garden Cities of Tomorrow*, London 1902.

<sup>66</sup> Dieter Josef Hecht, Anitta Müller-Cohen (1890–1962). Sozialarbeiterin, Feministin, Politikerin, Zionistin und Journalistin. Ein Beitrag zur jüdischen Frauengeschichte in Österreich 1914–1929, Phil. Diss., Wien 2002.

<sup>67</sup> Bruno Frei, *Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten*, Wien-Berlin 1920; *Das Elend Wiens*. Wien 1921.

<sup>68</sup> Vgl. Josef Seiter, *Wiener Elendsbilder. Das Album der Fotografen Anton und Hans Bock, des Journalisten Bruno Frei und des Oberstleutnants Rudolf Frey*, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 157–161.

<sup>69</sup> Vgl. Herbert Exenberger, *Auf den Spuren von Else Feldmann. Eine Wiener Schriftstellerin – Opfer des Holocaust*, in: *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands* (Hrsg.), *Jahrbuch* 1990, 56–75.

stadtbezirken Leopoldstadt und Brigittenau aufgewachsen war.<sup>70</sup> Die Beschreibung der Elendsvierteln war ihr dabei besonders eindringlich gelungen, wie Felix Salten in seiner Rezension für die „Neue Freie Presse“ anmerkte: *Das Buch erzählt in der Ichform die Geschichte einer in Armut verlebten Kinderzeit. Ein kleines Mädchen wächst auf, in einer Armeleutewohnung der Großstadt. Einige Stuben, von Stickluft und Küchendunst erfüllt, in irgendeiner Mietskaserne, die wieder neben anderen Mietskasernen in einer der vielen traurigen Gassen steht. [...] Wien? Ja, Wien. [...] Ein anonymes, eintönig graues, unendlich trübseliges Wien, ein Großstadtgefängnis, darin man gelebt, darin man heimisch sein muß, um zu erkennen, wie gut hier die Trostlosigkeit der Brigittenau und mancher Teile der Leopoldstadt getroffen ist.*<sup>71</sup>

Trostlosigkeit und Melancholie gehen auch von den Bildern der Malerin und Zeichnerin Hermine Heller-Ostersetter (1874–1909) aus, die – wie Else Feldmann – der sozialistischen Arbeiterbewegung nahestand. Die Künstlerin schuf in ihrem um 1900 entstandenen Bilderzyklus „Das Leben der Armen ist bitterer als der Reichen Tod“ anklagende Bilder des alltäglichen Großstadtelends.<sup>72</sup>

In Deutschland gehörte die durch ihre historischen Romane bekannt gewordene Schriftstellerin und Journalistin Meta Schoepp (1868–1939) zu jenen Personen, die die Augen vor dem Elend nicht verschlossen.<sup>73</sup> Mit dem von ihr präsentierten Diavortrag „Streifzüge durch das dunkelste Berlin“ kam sie bis nach Wien, wo die Schau in der Wiener Urania gezeigt wurde.<sup>74</sup>

Ihre Kollegin Ella Mensch (1859–1935) wiederum beschäftigte sich mit Großstadtfragen aus feministischer Sicht und steuerte als Autorin einen Band zu Hans Ostwalds „Berliner Großstadtdokumenten“ bei („Bilderstürmer in der Berliner Frauenbewegung“, Bd. 26). Und auch die renommierte Künstlerin Käthe Kollwitz (1867–1945) widmete sich in ihrem Werk immer wieder der Darstellung des Elends. Ihre in den Jahren 1909/10 unter dem Titel „Bilder vom Elend“ veröffentlichten Zeichnungen und Lithographien verstand sie als Mahnung und Anklage, ging es ihr doch darum – wie sie selbst formulierte – *vor einem großen Publikum des Öfteren aussprechen zu können, was mich immer wieder reizt und was noch lange nicht genug gesagt worden ist: die vielen stillen und lauten Tragödien des Großstadtlebens.*<sup>75</sup>

In der Schweiz avancierte Zürich – als größte Agglomeration des Landes<sup>76</sup> – zum Brennpunkt des Großstadtdiskurses. Hier entstand eine breite gesellschaftliche Bewegung, die sich für Sauberkeit, Sitte und Ordnung einsetzte und den Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution aufnahm. Nicht wenige Mitglieder dieser Bewegung waren Frauen, wie die Abstinenzlerinnen Hedwig Bleuler-Waser (1869–1940), die 1900 den „Schweizerischen Bund abstinenter Frauen“

<sup>70</sup> Vgl. dazu Peter Payer, Jüdische Brigittenau. Auf den Spuren einer verschwundenen Kultur, Ausstellungskatalog der Gebietsbetreuung Brigittenau, Wien 1995.

<sup>71</sup> Felix Salten, Else Feldmann. Löwenzahn, in: Neue Freie Presse, 15. 1. 1922.

<sup>72</sup> Marion Krammer, „Das Leben der Armen ist bitterer als der Reichen Tod“. Zum sozialkritischen Schaffen Hermine Heller-Ostersetzers, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 131–137.

<sup>73</sup> Vgl. Arno Bammé, Meta Schoepp. Helgoland, die Marine und das Leben, Wien-München 2001.

<sup>74</sup> Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 99.

<sup>75</sup> Zit. nach Georg Vasold, „Die vielen stillen und lauten Tragödien des Großstadtlebens“. Elendsdarstellungen von Käthe Kollwitz, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 140.

<sup>76</sup> Die Bevölkerungszahl stieg durch Eingemeindungen von rund 28.000 (1888) auf 107.000 (1893) und 313.000 (1934).

gründete, oder Susanna Orelli-Rinderknecht (1845–1939), eine der führenden Persönlichkeiten im „Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften“. <sup>77</sup>

Es war dieses soziale und ideologische Umfeld, das Else Spiller prägte und ihr – wie auch den anderen – die etwas abschätzige Bezeichnung „Sittlichkeitsdame“ einbrachte. Wie sehr der Alkohol das Leben eines Menschen zerstören konnte, hatte sie hautnah am Beispiel ihres Bruders erfahren, der zeitlebens mit Alkoholproblemen zu kämpfen und ihr nicht zuletzt deswegen seine Kinder überlassen hatte. Ihre Meinung dazu war apodiktisch: *Das ist die schreckliche Erfahrung, die wir in allen Ländern machen. Ueberall wird der Alkohol als Trostspender angesehen und geliebt und er allein ist doch für dieses Volk der Elendbringer.* <sup>78</sup> Mit besonderem Interesse besuchte sie daher auch jene Trinkerheilstätten, die die Heilsarmee in London führte. <sup>79</sup>

Immer wieder kommt sie in ihren Stadtschilderungen auf Fragen der Moral und des Anstandes zu sprechen, auf die verloren gegangene „sittliche Reinheit von Mann und Weib“. <sup>80</sup> Vor allem die weite Verbreitung der Prostitution empörte sie stets aufs Neue, dieser „weisse Sklavenhandel“, <sup>81</sup> dem sie in London, Berlin oder Hamburg begegnete. Wobei Spiller die Ursachen für dieses Problem durchaus differenziert sah und die Männer nicht von ihrer Verantwortung freisprach: *[...] warum trifft der Vorwurf immer in erster Linie die Frauen, die doch immer die Schande, und zum Schlusse das Elend haben, warum rufen wir nicht den eleganten Männern, die mit Menschenleben spielen, ein Halt zu! Und in allen Ländern dasselbe Bild, da ein wenig roher, dort in seidenen Kleidern, überall aber geschminkt mit Lüge, angetan mit Not.* <sup>82</sup>

Wenngleich Spiller in vielen gesellschaftlichen Fragen eine eher konservative Haltung einnahm, so vertrat sie in emanzipatorischen Dingen durchaus moderne Ansichten. Frauen und Männer sollten die gleichen Rechte und Pflichten haben, dafür plädierte sie vehement, ganz der Programmatik der Heilsarmee entsprechend. Auch die geringere Entlohnung von Frauenarbeit klagte sie an, wenngleich sie in ihrem Rollenverständnis durchaus auch stereotyp blieb. So sprach sie den Männern geringeren Ordnungssinn zu und attestierte ihnen, dass sie durchwegs keine „Nadelkünstler“ wären und meist Schaufel und Hacke leichter handhaben als die feine Nähnaedel. <sup>83</sup>

Auch die Frage der Kinderfürsorge sah Spiller eher als Aufgabe der Frauen. Die Not der Kinder bedrückte sie in besonderem Maße, und letztlich war es der Anblick von kranken und elenden Kindern in Wien gewesen, der sie dazu veranlasst hatte, sich näher mit den sozialen Verhältnissen in den Großstädten zu beschäftigen. Immer fester war sie von den „unendlichen Gefahren“ überzeugt, denen Kinder hier ausgesetzt wären. <sup>84</sup> Mit tiefer Anteilnahme registrierte sie die große Zahl an obdachlosen Kindern in London, die Kinderarbeit im Erzgebirge,

<sup>77</sup> Schnyder (Anm. 17), 9–50. In der Schweiz waren um 1900 an die 60.000 Personen in Abstinenzvereinen engagiert. Vgl. dazu Rolf Trechsel, *Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Lausanne 1990.

<sup>78</sup> Spiller (Anm. 12), 29.

<sup>79</sup> Ebenda, 66.

<sup>80</sup> Ebenda, 86.

<sup>81</sup> Ebenda, 60.

<sup>82</sup> Ebenda, 40.

<sup>83</sup> Ebenda, 18.

<sup>84</sup> Ebenda, 98 f.

aber auch jenen festlichen Kinderhilfstag, der 1910 in Kopenhagen abgehalten wurde. In Zürich tief organisierte Spiller sogleich einen ähnlichen Kindertag – mit großen Erfolg. In den Jahren 1911 und 1913 brachte die Hilfsaktion jeweils mehr als 140.000 Franken an Spendengeldern ein.<sup>85</sup>

### Entstehung und Rezeption des Buches

„Aus des Lebens tiefsten Tiefen“ – unter diesem Titel sollten Spillers Großstadteindrücke zunächst erscheinen. Damit folgte sie vergleichbaren Autoren, deren Wege ebenfalls stets in die „Tiefe“ geführt hatten, die von Entdeckungsreisen in den sozialen „Untergrund“ berichteten und dabei stets Parallelen zwischen menschlichen und topographischen „Abgründen“ herstellten.<sup>86</sup>

Und wie ähnliche journalistische Schilderungen des Großstadtelends<sup>87</sup> sollten auch Spillers Reportagen zunächst als Fortsetzungsgeschichten in einer Zeitung erscheinen. Von Frühling 1909 bis Frühling 1911 veröffentlichte die „Neue Zürcher Zeitung“ in regelmäßigen Abständen ihre gleichermaßen spannend wie einfühlsam geschriebenen Berichte. Die Zeitung folgte damit einem Trend der neu entstandenen Massenmedien, die mit ihrer „Jagd“ nach der Wirklichkeit ein breites Publikum bedienten und großstädtischen Alltag in all seinen Facetten präsentierten: unterhaltsam aufbereitet und zerlegt in einzelne dramatisierte Narrative. Eine wesentliche Übersetzungsleistung der zunehmend komplex gewordenen urbanen Realität, wie die Historikerin Vanessa R. Schwartz betont, wodurch sich letztlich erst das sprachliche Vokabular herausbildete, mit dem die für viele Menschen neuartigen und fremden Erfahrungen verarbeitet und eingeordnet werden konnten. Die schichtübergreifende Lektüre derartiger Geschichten schuf darüber hinaus etwas Verbindendes, einen spezifischen sozialen Raum, in dem man sich dem Schauspiel des modernen Lebens gemeinsam hingeben konnte.<sup>88</sup>

Zur Popularisierung dieses Wissens hielten viele Großstadtforscher zusätzlich Vorträge ab, in denen sie ihre Erfahrungen persönlich schilderten und – wo möglich – mit Bildern ergänzten. Auch Else Spiller ging mit der Fülle ihres gesammelten Materials auf Tournee und berichtete in zahlreichen Vorträgen von ihren Erlebnissen. Überzeugt von der Notwendigkeit ihres Tuns, entwickelte sie sich zur talentierten Rednerin, die für ihre Tätigkeit auch bislang ungewohnte Orte aufsuchte: *Da und dort wurden mir Kirchen zur Verfügung gestellt und voll Ehrfurcht wurde mir mancherorts mitgeteilt, dass ich die erste weibliche Rednerin sei, die in einem Gotteshaus reden und sogar die Kanzel betreten dürfe.*<sup>89</sup>

Neben viel Anerkennung und Lob erntete Spiller auch Kritik. Zu offen sprach sie für viele von Verhältnissen, über die man in den oberen Gesellschaftsschichten besser schwieg. Letztlich wurde sie aber in ihrem Vorhaben gestärkt, zumal

<sup>85</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18), 34 f.

<sup>86</sup> Einige englische Publikationen dazu wären: Low-Life Deeps (1876), From the Depths (1885), The Nether World (1889), People of the Abyss (1902). Vgl. dazu Lindner (Anm. 3), 34 f.

<sup>87</sup> In Wien erschienen beispielsweise die Sozialreportagen der Journalisten Max Winter und Emil Kläger in der „Arbeiter-Zeitung“ bzw. im „Illustrierten Wiener Extrablatt“, ehe sie gesammelt in Buchform veröffentlicht wurden.

<sup>88</sup> Vgl. dazu Vanessa R. Schwartz, Massenpresse und Spektakel. Das Pariser Leichenschauhaus im Fin de Siècle, in: Schwarz, Szeless, Wögenstein (Anm. 6), 53 f.

<sup>89</sup> Züblin-Spiller (Anm. 18), 29.



auch die ausländische Presse sehr interessiert war und Teile ihrer Schilderungen zum Abdruck übernahm.<sup>90</sup>

Die dritte mediale Verwertung erfolgte schließlich in Buchform. Der Schweizer Verlag Edward Erwin Meyer kompilierte Spillers Artikel und brachte sie 1911 unter dem Titel „Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte“ heraus. Die Programmatik des in Aarau ansässigen Verlags, mit Dependancen in Leipzig und Wien (1, Opernring 3), war im weiteren Sinne pädagogisch ausgerichtet. Neben Schulbüchern und Lexika veröffentlichte er vor allem Erziehungsratgeber, Aphorismensammlungen und schöngeistige Erbauungsschriften, die – so die Eigenwerbung – „jeder Familie wärmstens empfohlen“ werden könnten.<sup>91</sup>

Dieses Zielpublikum mag man wohl auch vor Augen gehabt haben bei der Veröffentlichung von Spillers Texten. Der Erfolg gab dem Verlag recht: Noch im selben Jahr wurde eine zweite Auflage gedruckt, kurz darauf eine dritte. Wobei die Farbgebung des Covers von zunächst schlammfarbig (!) hin zu rot wechselte, möglicherweise Ausdruck einer größeren Marktorientierung. Auch die übrige graphische Gestaltung spielte mit dem Begriff „Schlammviertel“ und zeigte ein Gewühl an schlangenförmigen Gebilden, in deren Mitte symbolhaft ein gleichseitiges Dreieck platziert war, das Kraft und Ruhe verströmte.

Mit ihrem einfachen, an Kolportageromane und Sittlichkeitsdramen orientierten Stil legte Spiller einen aufrüttelnden Appell an das – wie sie es nannte – „Verantwortlichkeitsgefühl“ der Mitmenschen vor und an deren tatkräftige Mithilfe in einer sonst so „grossrednerischen Zeit“. Große Worte, die in ihrer Lauterkeit und Schlichtheit viele beeindruckten. So schrieb die erwähnte Schweizer Landsmännin Hedwig Bleuler-Waser: *Eine junge Dame macht Reisen in moderne Großstädte, schleppt aber weder einen grösseren Hut noch engere Röcke nach Haus; statt der Tandgeschenke aus den Schaufenstern der Paradedstrassen bringt sie nicht nur ihren Angehörigen, sondern all' denen, die hören und sehen mögen, ihre Beobachtungen mit aus Hintergassen und Armeleutkasernen, Arbeitshäusern und Nachtasylen. [...] Nicht Reporterpflichtschuldigkeit war es, die sie trieb, auch nicht Sensationslüsternheit, sondern einfaches, menschliches Mitgefühl, das ihren schlichten Bericht durchwärmt. Wie durch schmale Fensterlucken lässt sie uns in das Leben und Treiben von Volksschichten hineinsehen, die sogar unsern Mittelklassen meist noch so fern liegen wie böhmische Dörfer.*<sup>92</sup>

Auch spätere Rezensenten stellten das den Text durchdringende Mitgefühl in den Vordergrund und sprachen von einem „ergreifenden“ und „aufwühlenden“ Werk,<sup>93</sup> das – ganz gemäß den Intentionen der Autorin – „wachrüttle“ und „fessle“. <sup>94</sup> Exotikbonus, Entdeckerfreude und soziales Engagement lassen das Buch auch heute noch zu einem interessantem Dokument werden über eine Zeit, in der man aufbrach die Großstadt zu erforschen wie ein unbekanntes Land.

<sup>90</sup> Ebenda, 31.

<sup>91</sup> Verlagsankündigung in der Erstausgabe von „Slums“ (1911). Als Beispiele aus dem Verlagsrepertoire seien genannt: Agot Gjems-Selmer, Die sittliche Erziehung unserer Kinder (1907); Carl Hilty, Bausteine. Aphorismen und Zitate aus alter und neuerer Zeit (1910); Heinrich Corray, Garben und Kränze. Gute Kunst und Literatur für Schule und Haus (1912); Friedrich Robert Krebs, Das neue IDEAL-Betriebssystem für Schulsparkassen (1910); Gustav Schneider (Hrsg.), Aargauisches Rechtsbuch mit besonderer Berücksichtigung des Schweizer Zivilrechts (1912); Arthur Jacot, Schweizerisches Orts-Lexikon mit Kartenwerk (4. Aufl., 1913); Wilhelm Walker, Der Mechaniker. Hilfs- und Lehrbuch für Werkmeister etc. (5. Aufl., 1919).

<sup>92</sup> Spiller (Anm. 12), 5.

<sup>93</sup> Oswald (Anm. 17), 14.

<sup>94</sup> Schnyder (Anm. 17), 56.